Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 22

Nachruf: Zum Tode Ferdinand Hodlers

Autor: H.B.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ferdinand Hodler: Der Zornige.
(Selbstbildnis von 1881 im Kunstmuseum Bern.)

Aber Adam ließ nicht ab, bis Martina trank, und das war eine gute Gelegenheit, daß Adam wieder ihre Hand faßte und dann Hand in Hand mit ihr weiterging.

Sie sprach nun ganz leise und erzählte, wie auch Joseph so eine heimliche Natur habe; er habe ihr oft Dinge ins Ohr gesagt, die er vor aller Welt laut hätte sagen können; aber das sei seine besondere Art, am liebsten etwas heimlich zu sagen, und gewiß habe er auch dem Vater etwas heimlich sagen wollen, dann hätte er auch spüren können, wie es einen durchrieselt, wenn Joseph mit seinem warmen Atem etwas ins Ohr sagte. „Sein warmer Hauch ist jetzt hin," schloß sie und rang die Hände.

Plötzlich faßte sie den Arm Adams wieder heftig und sagte: „O Gott, da ist der Felsen, wo ich damals habe sterben wollen mit ihm, bis mich die Leegart gefunden hat. Wären wir damals miteinander gestorben, bevor du auf die Welt gekommen bist, es wäre besser. Wo bist du jetzt? Vielleicht liegt er da zwei Schritte von uns und wir sehen ihn nicht und er hört uns nicht. Ich springe von Berg zu Berg, auf alle Felsenspitzen, in alle Täler. O warum kann ich nicht da sein und dir rufen: Joseph! Joseph! Joseph! Ich meine, ich sehe ihn da drüben auf dem Felsen; jetzt steht er noch auf dem Vorsprung, jetzt ist er noch ganz heil. Wie gut und lieb sieht er aus, wie er lacht, das Springen gefällt ihm; aber er stürzt, ich sehe ihn nicht mehr, o wie schnell! Und drunten liegt mein Kind, zerschmettert, tot. Kann's denn sein? Was hast du, armes Kind, denn getan? Du bist ja unschuldig!"

„Laß das Ausdenken, das hilft zu nichts," beschwichtigte Adam, aber Martina knirschte vor sich hin: „Ihr seid die Schlimmen! Ein Vater kann sein Kind verleugnen, kann an ihm vorübergehen, wie wenn's nicht auf der Welt wäre, aber eine Mutter nicht. Du bist der Schlimme, du!"

„Was wirfst du mir das jetzt vor?"

„Ich werfe dir nichts vor; warum zankst du mich denn?"

„Ich streite nicht mit dir, ich zanke nicht mit dir; sei nur ein bischen ruhig, es soll von heute an auch alles Schlimme vorbei sein."

„Was kannst du von Schlimmem reden?"

„Ich will gar nichts mehr reden, sei jetzt nur ein bischen still. Halt dich an mich an, so, so."

„Nein, nein, ich kann nicht," schrie Martina plötzlich auf, nachdem sie sich eine Weile an Adam gehalten, „ich kann nicht. O, lieber Herrgott! Tu alles mit mir, nur laß es mein Kind nicht entgelten, meinen Joseph; er ist unschuldig, ich allein bin schuldig, ich und der da." —

Sie ging zwei Schritte von Adam, wie wenn sie seine Nähe nicht ertragen könnte. Sie weinte nicht mehr, sie schluchzte nur noch trockenen Auges und es stieß ihr fast das Herz ab.

Es war wie das wilde Heer, was jetzt durch den Wald zog: die Männer mit den Fackeln, mit den Laternen, mit dem wilden Geschrei, Rufen, Peitschenknallen, Rollengeklingel; und die Hunde, denen man Laternen angehängt hatte, die bellend die Schluchten hinab, bellend die Berge hinauf drangen und wieder angerufen wurden. Es war gut, daß feste Ordnung gehalten wurde. Keiner kannte den andern mehr, jeder war nur eine wandelnde Schneemasse, und im Fackelscheine sahen die Berge, die Felsen wie verwundert auf die Menschen, die daherkamen und riefen und schrien nach einem Menschenkinde.

„Da sieh, wie lieb ihn das ganze Dorf hat," sagte Martina zu Adam und erzählte ihm, wie in der vergangenen Nacht Joseph sie dreimal geweckt und wie er schon am frühen Morgen gefragt habe, welchen Weg der Vater käme, und sie mache sich schwere Vorwürfe, daß sie der Leegart nachgegeben und ihn allein aus dem Haus geschickt, sie hätte es ja wissen müssen, daß heute etwas Entsetzliches geschehe.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Tode Ferdinand Hodlers.

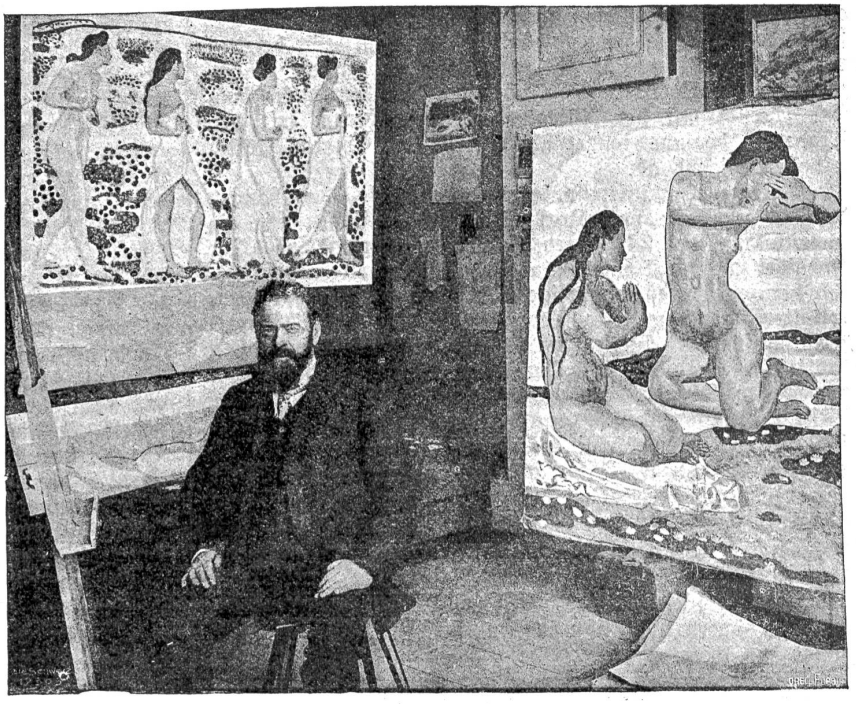
Am Pfingstsonntag, den 19. Mai, starb in Genf an einem Nierenleiden im Alter von 65 Jahren und 2 Monaten

Hodler als Student.

Kunstmaler Ferdinand Hodler. Am darauffolgenden Mittwoch wurde sein Leichnam mit offiziellen Ehren zu Grabe getragen.

Ferdinand Hodler war am 14. März 1853 in Gurzelen, einem kleinen Dörfchen im obern Gürbetal, als Sohn eines Schreiners geboren. Die Kinderjahre verlebte er in Steffisburg und Bern. Seinen ersten Kunstunterricht erhielt er bei einem Bedutenmaler in Thun, Namens Hodel. Frühe zog es den hochtalentierten jungen Künstler in die Welt hinaus. Schon 1871 finden wir ihn auf der Kunstakademie in Genf, wo Professor B. Menn den für sein ganzes Künstlertum richtungweisenden Einfluß auf ihn gewann. Neben dem Berufsstudium besuchte er zur allgemeinen Weiterbildung die höheren Schulen und die Universität Genfs. Diese Stadt wurde in der Folge seine zweite Heimat; das Französische wurde seine Verkehrs- und Umgangssprache.

Als 19jähriger stellte er zum ersten Male aus. Zwei Jahre später erhielt er die erste Auszeichnung: für eine Waldlandschaft wurde ihm der Calame-Preis zuteil. Im Sommer 1876 hielt er sich in Herzogenbuchsee auf, dann verreiste er zu einem Studienaufenthalt nach Madrid in Spanien (1878/79). In die Schweiz zurückgekehrt, lebte er ständig in Genf. Auf Reisen kam er vorübergehend nach Paris, Wien und Berlin und 1905 lernte er Italien aus eigener Anschauung kennen. Die erste Anerkennung errang er sich 1887 in Paris mit seinem „Schwingerumzug" (1884). Außer diesem monumentalen Tafelbild sind Marksteine seiner Entwicklung das 1878 entstandene „Turnerbankett", „Die Nacht" (1891), „Die Enttäuschten" (1892), „Der Auserwählte" (1894), „Eurhythmie" (1895), „Der Rückzug von Marignano (1899), „Der Tag" (1900), „Der Aufbruch der Freiwilligen von Jena (1908), „Einmütigkeit" (1913) und endlich „Die Schlacht bei Murten" (1915). Zwischen 1904 und 1915 sind im Ferneren eine Anzahl bedeutungsvoller Landschaften entstanden, wie Hodler überhaupt der Landschaft nächst dem monumental-dekorativen Figurenbild seine größte Aufmerksamkeit schenkte.



Ferdinand Hodler in seinem Atelier.
Links „Empfindung" (ältere Fassung), rechts „Der Tag" (Aufnahme um 1900 herum).

Ferdinand Hodler ist nach Alexander Calame der einflußreichste Maler, den die Schweiz je besessen hat. Mit Recht spricht man von einer Hodler-Schule, wobei man die ganze subjektiv-expressionistische Malweise eines Großteiles der heutigen Schweizer Maler meint. Man hat dafür auch die weniger zutreffende und in seiner Verallgemeinerung irreführende Bezeichnung „Helvetische Kunst" geprägt. Gewiß steht Hodler als ein durchaus Eigener da; ein bloßer Nachahmer oder Nutznießer irgend einer historischen Epoche oder einer Kunstrichtung der Gegenwart ist er nicht. Aber es geht auch nicht an, ihn zum Inbegriff des Schweizertums in der Kunst zu machen, da doch so viele gute Schweizer Künstler seiner Kunst innerlich und äußerlich ferne stehen.

Was Hodler in allererster Linie den überragenden Einfluß auf die Zeitgenossen verschaffte, das war seine unzweifelhaft geniale Begabung. Sie offenbart sich schon in den Bildern des Zwanzigjährigen („Der Student", reprod. in der „Berner Woche" 1916, S. 567, „Der Schüler", „Der Schreiner"), die neben großer Sicherheit im Festhalten des Charakteristischen und Typischen einen unbeugsamen Willen zum Vorwärtskommen verraten; letzteres in der Art, wie sie die Konvention durchbrechen und aus Eigenem hinzufügen. Mit dem „Turnerbankett", wo er noch in porträthafter Gewissenhaftigkeit der Natur dient, hatte er, als 26jähriger, die Schule bereits überwunden. Im „Schwingerumzug" sehen wir ihn schon auf eigenem Wege machtvoll vorwärtsstreben.

Wenn sein Können in erster Linie die Zeitgenossen zum Respekt und zur Bewunderung zwang, so war es in zweiter Linie sein Wollen, das ihn zum Fahnenträger einer neuen Kunstepoche werden ließ. Die Wiesenpfade der Kunst waren abgeweidet. Gähnende Langweile und öde Gleichmäßigkeit beherrschte die Kunstsammlungen. Der Impressionismus war zur Manier geworden; sein lebendiger Inhalt schien ausgeschöpft; eine fessellose Kraft, wie Hodler sie in sich fühlte, konnte in ihm unmöglich Genüge finden. Hodler wurde der Schöpfer eines neuen Stils. Schon der „Schwingerumzug" zeigt kräftige Ansätze zu der strengen Vereinfachung der straffen rhythmisierten Komposition, der starken Betonung des Linearen und Flächigen, dem bewußten Verzichten auf Tiefe, Perspektive, auf Hintergrund und ablenkendes Detail, mit einem Wort zu dem, was man heute Hodler-Stil nennt. Es liegt ganz außer Zweifel, daß diese neue Art Leben brachte in den Kunstbetrieb. Wie ein frischer regenverheißender Westwind nach langer Sommerhitze setzte Hodlers Kunst ein. Es ging lebhafter zu in den Kunstausstellungen. Die Gemüter erhitzten sich für und gegen ihn. Es gab Donner- und Blitzschläge; es prasselten Regengüsse nnd Hagelkörner auf die Köpfe herunter. Hodler war bis in die Gegenwart hinein der bestgehaßte, aber auch der vielumworbenste Mann der Kunstwelt. Aus der Widersinnigkeit unserer heutigen Wirtschaftsordnung, die zwischen Konjunktur und Krise pendelt und geist- und gefüllos der Gewalt und Rücksichtlosigkeit Heerfolge leistet, zog Hodler Nutzen. Nicht zuletzt auch pekuniär; er, der sich in der Jugend in den bescheidensten Cafés Tempérence verköstigt, starb als mehrfacher Millionär.

Das Berner Museum nimmt, was den Besitz an wertvollen Hodler-Bildern anbelangt, unter den Kunstinstituten des In- und Auslandes eine besonders bevorzugte Stellung ein. In Anbetracht von Hodlers Bernertum — Hodler selbst gesteht, daß ihm die Schönheiten der Stadt Bern die stärksten Eindrücke seiner Jugend vermittelt — ist das wohl selbstverständlich. An der Stirnwand des Treppenaufganges hangen nicht weniger als vier der bedeutungsvollsten seiner Werke: Die „Eurhythmie", „Die Enttäuschten", „Der Tag" und „Die Nacht". Diese groß-

angelegten, gedankentiefen Gemälde verfehlen auf keinen Besucher des Museums den nachhaltigen Eindruck. Sie bereiten verheißungsvoll auf die übrigen, leider nur zu rasch durchwanderten Säle vor. Und ob man den Rundgang nun links herum mit den Alten oder rechts herum mit den Modernen beginne, immer schließen sie den Eindruck kräftig und befriedigend ab.

In einem der interessantesten innern Säle — es hangen dort u. a. Werke von Karl Stauffer — finden wir ein Selbstbildnis des 28jährigen Hodler; es benennt sich „Der Zornige" und zeigt eine Männer-Halbfigur mit leidenschaftlich herumgeworfenem bärtigem Kopf, aus dem zwei zornerfüllte Augen den Betrachter anblicken. Das Bild ist charakteristisch für den Hodler der Uebergangszeit. Die dunklen Porträttöne gehören noch der alten Schule an, die er bis zum reifen Können durchgearbeitet hatte. Die abwehrende Geste, die flammenden Augen deuten auf den spätern Hodler hin, auf seine Eigenmächtigkeit, auf den unbeugsamen Willen, ein Eigener zu sein. Jahrelang ist er dann einsame Pfade gewandert. In dieser Zeit steht er uns menschlich wohl am nächsten. Denn Suchende sollen wir ja alle sein. Weit über die Grenzen seiner Kunst hinaus wirkt er durch sein Beispiel, wie man sich selber treu bleiben muß, um etwas Tüchtiges zu leisten. Dadurch ist er ein Großer geworden, und wir zögern nicht, ihn zu den Größten des Schweizervolkes zu zählen.

Noch stehen wir alle unter dem Eindruck der Hodler-Ausstellung von Zürich vom letzten Jahre.*) In mehr als 600 Nummern war hier sein Lebenswerk zusammengestellt. Er war ein unermüdlicher Arbeiter; auch darin hat er dem Schweizervolk vorangeleuchtet, das die Arbeitsamkeit als eine seiner nationalsten Tugenden zu schätzen weiß. H. B.

Anna.

Skizze von Walter Schweizer.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte es eigentlich nie so recht gemerkt, daß sie einsam dastand.

Sie war gut erzogen und ihre Aussichten für das Leben waren zuerst wesentlich andere gewesen.

Der Vater verlor eines Tages das Vermögen und starb vor Gram. Mit der gebrochenen Mutter zog sie weit weg und suchte sich einen Verdienst, der sie beide nährte. Als Verkäuferin an der Filiale einer großen Firma hatte sie einen Posten von gewisser Annehmlichkeit. Sie genoß äußere Selbständigkeit, allerdings war auch die Verantwortung erheblicher.

Da erkrankte die Mutter, siechte jahrelang. Schwer mußte Anna kämpfen. Für Kranke ist viel Geld und Liebe nötig. Das Geld reichte knapp für die gesunden Tage und um der Leidenden Liebe zu erweisen, fehlte ihr die Zeit. Darum nahm sie die Nacht her und das nötige Geld entlehnte sie. Denn die Mutter sollte nichts entbehren.

Nachdem die Arme ausgelitten hatte, war Annas Gesundheit heruntergekommen und Schulden harrten ihrer Tilgung. Sie brauchte lange, bis das Geborgte gelöscht war.

Darüber verlor sie die Jugend. Sie fühlte es aber nicht. Sie war erst nach dem schweren Umsturz — froh gewesen, daß sie nach langem Suchen eine gute Stellung fand; froh, daß sie diese ordentlich versehen konnte; froh alsdann, daß ihr jemand die Mittel lieh und daß sie körperlich imstande war, die Mutter zu pflegen, froh, nachher, daß sie das Entlehnte wieder zurückgeben und sich selbst nach und nach erholen konnte.

Ein steter Kampf eben. Ein Kampf, in dem es kein Vorwärtskommen gab, in dem immer neue Widerstände auftauchten, in dem sich die Kräfte wohl erschöpften, der dem Kämpfer aber immerhin Genugtuung verschaffte. Weil der Kämpfer jung und kräftig war. — —

Langsam kam Anna dann zu dem Bewußtsein, daß es ihr eigentlich nun ganz gut ging. Sie lebte verhältnismäßig — wenn sie nicht daran dachte, daß ihr einst eine andere Lebensmelodie erklungen war — recht angenehm. Konnte sich manchmal etwas erlauben, konnte fürs Alter etwas zurücklegen.

Die Zeit steht nicht still. Die Augen lernen anders sehen, die Ohren anders hören; die Empfindungen wandeln sich; die Gewohnheit vernichtet manchen Reiz der Tage.

Eine gewisse Unbehaglichkeit schlich sich nach einer Weile in Anna. Es war alles wie vorher und doch nicht. Sie konnte sich's nicht nennen, was sie hatte oder was ihr mangelte. Nach einigem Grübeln glaubte sie's zu erraten; es war wohl etwas wie Langeweile! Es ging ihr zu gut! Es knebelte sie keine Plage mehr!

Die Vergnügungen, wie sie ihre Genossinnen suchten, die zogen sie dank ihrer Erziehung nicht an. Sie bedurfte aber doch wohl einer Zerstreuung. Sie hielt Umschau. Eine Stadt bietet Zerstreuungen genug, auch solche in einfacher, edler Form. Und dann hatte sie auch ihre Bücher.

Auch acht Tage Ferien bekam sie und siedelte sich im Oberland an. Wie das wohltat! Aber — nur acht Tage.

Der ewige Trott, das war's! Ein bischen Abwechslung bedarf der Mensch. Die hatte sie jetzt und nun war's gut!

Doch es blieb nicht so. Nach einer Zeit regte sich das Unbekannte in ihr wieder. Sie nahm es überall mit. Sie ging damit fort, spürte es draußen unter den Menschen und kehrte damit heim. Es war in ihr im größten Tumult wie zu Hause in ihren stillen Wänden.

Das Unbekannte lastete auf ihr, drückte sie nieder, stahl ihr die Arbeitslust, den Gleichmut, die Ruhe und den Schlaf. Ihre Tätigkeit war ihr zuwider, jedes Vergnügen hinterließ eine schale, öde Stimmung. Sie schritt traurig und rastlos durch die Tage.

Da brach der Krieg aus. Durch die Völker sauste ein Sturmwind und rüttelte sie auf aus jahrzehntelangem Frieden, blies in die Winkel der Genußsucht und Trägheit, des Eigennutzes und Schlendrians, Staub und Schlacke und Unrat flogen hinweg und vieles Schöne, Starke, Edle und Hohe — vieles, was erst gar nicht vorhanden zu sein schien — ward sichtbar und leuchtete in reinem Strahl.

Die Orgel des Alltags war verklungen. Eine Sturmweise von unbeschreiblicher Gewalt scholl unter dem Himmelsrund hin und rief auf zu heiligem Zorn, zum Kampf vielleicht? oder doch zur Wacht! — —

In das Volk kam Leben, in der Stadt wie auf dem Lande. Die Seßhaftesten wurden beweglich, die Alten jung, die Jungen reiften über Nacht. Standesunterschiede vermischten sich; Streitigkeiten wurden vergessen; geschlossene Hände sprangen auf; dürre Gemüter erblühten; Herzen öffneten sich und glühten in Liebe und Begeisterung.

In der Stadt strömten naturgemäß all die erweckten Kräfte zusammen, die sichtbaren wie die unsichtbaren.

Anna blickte nach dem ersten Schrecken mit großen Augen umher. Wie verändert waren die Straßen, die Menschen, der ganze Lebensgang; die Reden, die Ansichten, die Wünsche!

Sie sah die Truppen im Rausch der Begeisterung ausziehen; sie sah die Weinenden und doch wieder stolzen Frauen; wußte man ja noch nicht, ob nicht auch des Krieges blutige Wogen unser Schweizerländchen überfluten würden; sah die halb verduzte, halb in kindlicher Unschuld jubelnde Jugend.

Und — stand vergessen daneben!

Niemand hatte für sie Zeit, niemand suchte bei ihr Verständnis, niemand Trost. Sie konnte ja nicht mitreden bei diesen Müttern, die ihre Söhne, diesen Frauen, die ihre Männer hingaben zu Schutz und Trutz an des Landes

*) Anmerkung: Siehe „Berner Woche" 1917 Nr. 25.